Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 46 (1990)
Heft: 1

Artikel: Begegnung und Inhalt : zur Priorität der Beziehungsebene in der kirchlichen Praxis

Autor: Müller, Christoph

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-878364

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Begegnung und Inhalt

Zur Priorität der Beziehungsebene in der kirchlichen Praxis*

Ich werde das Thema[1] an drei Paradigmen entwickeln. Zuerst an einem Fallbeispiel: Störungen im Kirchgemeinderat. Dann, nach einem pneumatologischen Zwischenruf, am Paradigma Kasualgottesdienste und drittens, sehr knapp, am Umgang mit Texten.

1. Paradigma: Störungen im Kirchgemeinderat

Ich schildere diesen Fall ausführlich; einmal weil er mir, gerade in den Details, sehr bezeichnend erscheint – und weil ich eben an diesem wenig spektakulären Beispiel[2] die folgenden theoretischen Erörterungen entwikkeln möchte.

1.1. Ein Fallbericht

In einer Kirchgemeinde schwelt seit längerer Zeit ein Konflikt, dessen Kristallisationspunkt die Stellungnahme einzelner Pfarrer und Kirchgemeinderäte zu politischen Tagesfragen zu sein scheint. Der Konflikt wird zwar schon über Monate verspürt; vor, nach und zwischen den Kirchgemeinderatssitzungen finden zahlreiche und lange Telefongespräche statt; einzelne Mitglieder treffen sich öfters, und es bilden sich Cliquen. Kompetenzen und Dienstwege werden völlig undurchsichtig. In den Sitzungen selber wird von alledem nicht direkt gesprochen. Man begrüsst sich freundlich und höflich; die Sitzordnung freilich ist durchaus nicht mehr zufällig. Man kann fast sicher sein, dass das Votum bestimmter Ratsmitglieder sofort die Reaktion bestimmter anderer provozieren wird.

Einzelne schweigen konsequent oder schliessen sich, wenn sie direkt angesprochen werden, dem Votum «ihres» Pfarrers an. Animositäten sind an der Tagesordnung. Die Sitzungen werden immer länger, die Fortsetzung in verschiedenen Restaurants oder bei einzelnen zuhause ebenso.

Der Präsident kann seine Frustration nicht mehr unterdrücken. Er spricht die unbefriedigende Situation an und schlägt vor, sich zu einem gemeinsamen Essen ausserhalb der ordentlichen Sitzung zusammenzufinden; er verbindet damit die ausdrücklich formulierte Hoffnung, sich dadurch persönlich besser kennenzulernen und die doch oft etwas gespannte Atmosphäre im Rat zu verbessern.

*Öffentliche Antrittsvorlesung an der Theologischen Fakultät der Universität Basel vom 14. November 1988.

[1] Eine Bemerkung zum Sprachgebrauch: Ich verwende den Begriff «Begegnung» in einem sehr weiten Sinn, weitgehend synonym mit «Beziehung».

[2] Der Fallbericht ist so wiedergegeben, dass die Anonymität gewahrt bleibt.

Der Vorschlag wird fast einstimmig angenommen. Ein Pfarrer meint freilich, dass er kaum Zeit für eine solche Zusammenkunft finden werde; selbstverständlich sei er nicht dagegen, aber er selber suche freundschaftliche Begegnungen lieber ausserhalb der offiziellen Gremien, womit er gewiss überhaupt keine Geringschätzung der Ratsmitglieder ausdrücken wolle.

Einer der Sozialarbeiter schlägt vor, zur nächsten ordentlichen Sitzung einen Gemeindeberater einzuladen, um die schwelenden Konflikte endlich aufzuarbeiten. Eine Rätin kontert sogleich: Ihrer Meinung nach – und sie wisse, dass andere im Rat ebenso denken – stelle es ihrem Kreis ein schlechtes Zeugnis aus, wenn sie nicht einmal fähig sein sollten, ihre Probleme selber zu lösen. Ein Aussenstehender kenne ihre Gemeinde ja gar nicht. Sie sei auch skeptisch gegenüber Leuten, die mit ihrem Schulwissen und bestimmten gruppendynamischen Methoden in etwas eingreifen, was doch nur im offenen, persönlichen Gespräch zu regeln sei. Eben das fehle, das offene Gespräch – und dazu brauche sie jedenfalls keinen Sozialberater. Ganz abgesehen davon, dass ein solcher Berater in der Regel sehr viel koste. Eine der Pfarrer bemerkt dazu, er vertraue lieber auf das Wirken des Heiligen Geistes als auf irgendwelche menschlichen Techniken.

Nach langem Hin und Her beschliesst der Rat mehrheitlich, die zweite Hälfte einer Sitzung für ein solches Gespräch unter sich zu reservieren. Das Essen findet statt; ausser einem der Pfarrer haben sich noch drei Mitglieder entschuldigen lassen. Es wird ein recht lustiger Abend.

Das darauf folgende offene Gespräch gestaltet sich sehr schwierig. Man beschliesst, möglichst unkompliziert zusammen zu sprechen und meint damit: ohne Gesprächsleitung und bestimmte Strukturierung. Der Präsident bittet um eine sachliche Diskussion; auf emotionale Äusserungen, so verständlich sie auch seien, möge doch möglichst verzichtet werden.

Schon bald wird Pfarrer A. angesprochen. Ein Kirchgemeinderat argumentiert gegen dessen politische Stellungnahmen. «Als Bürger hat natürlich jeder Pfarrer ein Recht auf solche Stellungnahmen, aber sie sollten doch ausgewogen und nicht parteiisch sein», sagt er zum Schluss. Ein anderes Mitglied bemerkt, sie müsse jetzt doch auch einmal von dem sprechen, was viele Leute in der Gemeinde vor den Kopf stosse: dass die Frau von Pfarrer A. berufstätig sei, sie beide also Doppelverdiener. Wie das denn mit seiner politischen Überzeugung zu vereinbaren sei?

Ein Rat referiert sehr ausführlich über die Beschlüsse der Synode zur Pfarrerbesoldung im Blick auf die Mitarbeit der Pfarrfrau, was wiederum mehrere Voten zur Frage nach der Entlöhnung freiwilliger Mitarbeiter nach sich zieht. Schliesslich steht die offene Jugendarbeit zur Diskussion: Einige Votanten bemängeln, dass hier viel Arbeit für Jugendliche aufgewendet werde, die doch eigentlich mit der Ortsgemeinde nichts zu tun haben wollen, der Kirche also fernstehen.

Der Präsident schliesst die Sitzung, indem er der Überzeugung Ausdruck gibt, dass nun doch manches ausgesprochen worden sei. Zum Schluss wird ein Lied aus dem Kirchengesangbuch gesungen.

1.2. Ein Kommunikationsmodell

Die geschilderten Szenen sind alltäglich. Sie bewirken allerdings auch, weil sie keineswegs selten vorkommen und oft unlösbar scheinen, viel Fru-

stration und Hilflosigkeit. Das wird allerdings gerade in der Kirche oft verdeckt oder verharmlost.

Analoge Erfahrungen überall dort, wo Menschen miteinander kommunizieren (z. B. auch hier an der Universität), haben zu sozialpsychologischen Konzepten geführt, die gleichsam einen Code zur Entschlüsselung der oft sehr verwirrlichen Sprache von Kommunikatiosprozessen und v. a. von Kommunikationsstörungen zu formulieren versuchen.

Ich nehme im Folgenden, etwas modifiziert, die Kommunikationstheorie von F. Schulz von Thun[3] auf – nicht in der Meinung, hier sei nun das Ei des Kolumbus gefunden, aber doch von der Erfahrung her, dass verschiedene wichtige Phänomene dadurch deutlicher in den Blick genommen werden können.

Nach diesem Ansatz ist jede zwischen Menschen erfolgende Äusserung, sei sie nun verbal oder averbal, immer mehrdimensional: Sie erfolgt

- auf der *Inhalts- oder Sachebene* und
- auf der Beziehungsebene.

Bei der Beziehungsebene wird differenziert zwischen

- der *Selbstoffenbarung* (man kann hier auch von Selbstdarstellung sprechen), dann
- der *persönlichen Qualifizierung* (hier zeige ich, was ich vom anderen halte – und dieser spürt, wie ich zu ihm stehe), und schliesslich
- dem *Appell.*

Wenn Menschen miteinander kommunizieren, erfolgen also gleichzeitig mindestens vier Botschaften:

1. eine inhaltliche, sachhaltige
2. die Selbstoffenbarung
3. die persönliche Qualifizierung der Beziehung
4. der Appell

Ich erläutere diese vier Aspekte bzw. Botschaften, indem ich Beispiele aus der skizzierten Kirchgemeinde bringe.

1.2.1. Inhalts-Aspekt.

Ein Sachverhalt wird dargestellt, ein Inhalt übermittelt, eine Aussage gemacht. Der Kirchgemeinderat z. B., der bemerkt, jeder Pfarrer habe als Bürger das Recht, politische Stellungnahmen abzugeben, bringt damit einen für ihn wichtigen Sachverhalt zum Ausdruck.

[3] B. Fittkau, H.-M. Müller-Wolf, F. Schulz von Thun, Kommunizieren lernen (und umlernen). Trainingskonzeptionen und Erfahrungen, Braunschweig [4]1984, 9–100.

1.2.2. Selbstoffenbarung.

In jeder Äusserung teile ich auch mit (ob ich will oder nicht! es geschieht faktisch auf jeden Fall), wie ich mich selber im Gegenüber zum anderen verstehe und jetzt erfahre. Dabei ist stets beides im Spiel: die gewollte Selbst*darstellung* als auch die unfreiwillige Selbst*enthüllung*. Der genannte Kirchgemeinderat etwa teilt mit, was sein subjektives, ihm wohl bewusstes Pfarrerverständnis charakterisiert. Er zeigt freilich noch mehr von sich selbst: So ist etwa kaum anzunehmen, dass er sich klar darüber ist, welches Verhältnis zur christlichen Botschaft er gegenüber Pfarrer A. ins Spiel bringt, wenn er von ihm Ausgewogenheit und Unparteilichkeit erwartet. Ebensowenig wird ihm deutlich sein, welcher kollektiven Vorstellung von Religion, welcher «Civil Religion»[4] er damit folgt.

1.2.3. Persönliche Qualifizierung der Beziehung.

Diese dritte Botschaft zeigt, wie der sich Äussernde zum anderen *steht*, was er von ihm *hält*. «Für diese Seite der Nachricht hat der Empfänger ein besonders empfindliches Ohr; denn hier fühlt er sich als Person in bestimmter Weise behandelt (oder misshandelt).»[5] Pfarrer A. hört zweifellos nicht nur eine sachliche Mitteilung, wenn der schon zitierte Kirchgemeinderat redet, auch nicht nur dessen Selbstdarstellung und -enthüllung. Er spürt, selbst wenn (oder wohl gerade weil) er nicht direkt angesprochen wird, was dieser Mann von ihm hält. Auch wenn das, was er spürt, mit dem, was der andere intendiert, nicht übereinstimmen sollte: Er wird auf jeden Fall irgendeine Beziehungsbestimmung vernehmen – und sei es diejenige der Indifferenz.

1.2.4. Appell.

Wenn wir miteinander kommunizieren, teilen wir nicht nur mit, was wir vom andern halten oder wie wir unsere Beziehung (jedenfalls im jetzigen Zeitpunkt) sehen. Wir teilen auch mit (ob wir wollen oder nicht), was wir vom andern *erwarten*.[6]

[4] Vgl. den informativen Überblick von R. Schieder, Civil Religion, VF 33 (1988) H. 2, 29–43; W. Hollenweger, Geist und Materie. Interkulturelle Theologie III, München 1988, 173ff.

[5] F. Schulz von Thun, a.a.O. 19.

[6] Der Appell-Aspekt ist vom 3. Aspekt (dem der Beziehungsbestimmung) deshalb zu unterscheiden, weil der gleiche Appell ganz verschieden gesendet werden kann, «so, dass der Empfänger sich vollwertig oder herabsetzend behandelt fühlt» (F. Schulz von Thun, a.a.O. 20).

Im Votum jenes Kirchgemeinderates ist der Appell offensichtlich, wenn er sagt, die Stellungnahmen des Pfarrers sollten ausgewogen sein. Weniger offensichtlich ist, dass schon die Wörter «ausgewogen» und «parteiisch» keineswegs neutral gebraucht werden, sondern «gefühlsmässig wertende Anteile im Schlepptau haben»[7], die in sich selber bereits appellhaltig sind.

Der Kommunikationszusammenhang wird noch komplexer dadurch, dass nur sehr selten alle vier genannten Botschaften *offensichtlich* fassbar sind; meistens ist nur ein Aspekt im Vordergrund, was aber nicht bedeuten muss, dass er auch tatsächlich der wichtigste ist. Viel öfters als wir vermuten, ist die nicht offensichtliche Botschaft die tatsächlich dominierende. Wenn dies nicht bemerkt wird, sind Missverständnisse unvermeidlich.

1.3. Zur Diagnose von Kommunikationsstörungen

Kommunikationsstörungen sind fast immer dadurch gekennzeichnet, dass die Kommunikation in verdeckter Weise vor sich geht, ohne dass dies bewusst gemacht und durch Meta-Kommunikation (also den Versuch, die Kommunikation selber zum Gegenstand der Reflexion zu machen) möglicherweise bearbeitet werden kann.[8]

Die Szenen aus der Kirchgemeinde stellen eine ganze Sammlung solch verdeckter und dann zwangsläufig verzerrter Kommunikation dar, wie sie übrigens auch in anderen Bereichen kirchlicher Praxis, im Alltag (auch an der Universität) vorkommen.

Ich nenne vier Beobachtungen:

1.3.1. *Die Sachebene wird zum Alibi dafür, Intentionen der Beziehungsebene auszuagieren.*

Der Kirchgemeinderatspräsident vertritt den gängigen Standpunkt, ein Gespräch werde dann sachlich, wenn die anderen Aspekte beiseitegestellt werden. Dieser Appell zur Sachlichkeit führt nun aber dazu, dass die anderen Strebungen «gleichsam in den Untergrund gehen und die Kommunikation aus dem Verborgenen bestimmen»[9]. Von Thun schreibt deshalb sehr

[7] A.a.O. 77.

[8] Vgl. F. Schulz von Thun, a.a.O. 9ff.; 16; 30; 55f.; 68; 98; grundlegend: P. Watzlawick, J.H. Beavin, D.D. Jackson, Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, Bern/Stuttgart/Wien [4]1974.

[9] F. Schulz von Thun, a.a.O. 29.

pointiert: «Je mehr wir die nicht-sachlichen Anteile aus der Kommunikation zu verbannen trachten, desto unheilvoller wirken sie sich aus.»[10]
Ich weise auf ein paar Möglichkeiten:

- Persönliche Auseinandersetzungen werden auf dem verdeckenden Umweg über (schein)sachliche Argumente ausagiert; z.B. bei der Kirchgemeinderätin, der es keineswegs primär um eine sachliche Diskussion über die Berufstätigkeit der Pfarrfrau, sondern um einen persönlichen Angriff auf Pfarrer A. bzw. seine Frau geht.
- Scheinbar sachliche Argumente werden zum «Vehikel der Selbstdarstellung und Selbstrechtfertigung»[11] etwa dort, wo einer der Räte ein viel zu langes Referat über die Synodebeschlüsse hält und manches viel komplizierter formuliert als nötig. Das ist dann nicht etwa zu «intellektuell», zu «hoch» formuliert, sondern Schminke der Selbstdarstellung. Oder:
- Zahlreiche Ausdrücke, die einen Sachverhalt «objektiv» zu kennzeichnen scheinen, sind verdeckte Appelle an Werthaltungen, die keineswegs neutral sind. Oder:
- Manche Argumente sind, bei Lichte besehen, handfeste Unterstellungen, die den Gesprächspartner persönlich treffen; so etwa die Reaktion auf den Vorschlag des Sozialarbeiters.

In all diesen Fällen wird die Sachdimension zum Alibi dafür, Intentionen aus der Beziehungsebene auszuagieren.

1.3.2.

Die Beziehungsebene wird vorgeschoben, um Probleme auf der Sachebene (zu der etwa auch der Diskurs über Arbeitsmethoden, Organisations- und Gemeindestrukturen sowie Konfliktlösungen gehören würde) *zu verdecken.*

Man will sich lieber «persönlich begegnen»: beim Essen, bei zahlreichen inoffiziellen Treffen. Kompetenz- und Organisationsprobleme, die primär auf der Sachebene angegangen werden müssten, werden personalisiert. Hierarchien werden nicht benannt, sondern über Selbstdarstellungen ausagiert. Die «Sitzitis» wird zum untrüglichen Anzeichen dafür, dass eben die Sachverhalte, die wirklich zur Sprache kommen müssten, nicht offen benannt werden. Besonders grotesk wird die Situation dann, wenn die Beziehungsebene nicht nur von Sachverhalten, sondern ebenso vom faktischen Kommunikationsgeschehen abgetrennt, und dann nur noch verbal behauptet wird. Okko Herlyn spricht treffend von einem weitverbreiteten klerikalen Jargon, in dem Ausdrücke wie «Gemeinschaft», «Begegnung», «auf den

[10] A.a.O. 30.
[11] Ebd.

anderen zugehen» – ich ergänze: «Partnerschaft», «Kollegialität» – «einen nicht unerheblichen Raum erbaulichen Geredes einnehmen... Wie gemein man sich etwa in kirchlichen Gremien auch gegeneinander verhalten mag, man nennt einander ungerührt ‹Bruder› und ‹Schwester›. Wie hartnäckig sich gemeindliche Cliquen etwa bei einem Gemeindefest auch gegeneinander abschotten, es ist später dann wieder einmal zur ‹Begegnung› gekommen. Wie wenig etwa die Teilnehmer an einem Gottesdienst auch voneinander wissen, ja wie geradezu absichtsvoll sie auch voneinander abrücken, die Ideologie der ‹Gemeinschaft› darf unwidersprochen Predigt, Gebete und Lieder nachhaltigst durchziehen»[12]. Die Kirche liegt hier trefflich im Trend öffentlicher Scheinintimität.

1.3.3.

Wird in der Kommunikation ein oder werden mehrere der genannten konstitutiven Aspekte konsequent verdeckt, so nenne ich dies ein «Segregat».

Wo Segregate unerkannt dominieren, wird das als Lösungsstrategie vorgeschlagene «offene Gespräch» nur zur Quelle weiterer Konflikte. Gerade die «Lösung» wird zum Problem.[13]

Analog verhält es sich dort, wo theologische *«Inhalte» als Segregate* weitergegeben werden, indem für diese «Inhalte» eine «Objektivität» jenseits irgendwelcher menschlicher Vermittlungen, also auch losgelöst von ihrer Beziehungsdimension (z. B. zwischen Prediger und Gemeinde) behauptet wird. *Die Verleugnung der Beziehungsdimension* (und der damit implizierten Subjektivität) *bewirkt aber keineswegs eine «strenge» «Objektivität»* (z. B. «der» Predigt, «des» Wortes Gottes, «des» Kerygmas usw.), *sondern lediglich unreflektierte und unverantwortete Selbstoffenbarungen, Beziehungsqualifizierungen und Appelle,* die dazu noch als «Wort Gottes» usw. ausgegeben werden.

1.3.4.

Begegnungen haben dann eine Chance, wenn sie nicht segregiert sind, sondern alle Aspekte möglichst angemessen zu ihrem Recht kommen, so dass sie nicht verdeckt oder maskiert ausagiert werden müssen.
Das hat folgende Konsequenzen:

[12] O. Herlyn, Theologie der Gottesdienstgestaltung, Neukirchen-Vluyn 1988, 105.

[13] Vgl. F. Schulz von Thun, a.a.O. 13; E. T. Gendlin, Focusing. Technik der Selbsthilfe bei der Lösung persönlicher Probleme, Salzburg 1981, 131.

- Immer wieder ist darauf zu achten, inwiefern und wo die eigentliche Kommunikation sich *verdeckt,* hinter Fassaden abspielt.
- Um dies überhaupt zu Gesicht zu bekommen, sind direkte redliche *Rückmeldungen* (also «feedback»)[14] unerlässlich. Ebenso unerlässlich ist es, «soziale Situationen»[15] zu schaffen, in denen Meta-Kommunikation überhaupt erst möglich wird.
- Weil dies innerhalb eines gestörten Kommunikationssystems oft keine Aussicht auf Erfolg haben kann, ist die Beratung bzw. Begleitung durch *Aussenstehende* notwendig (z. B. Supervision; ein Seelsorger für den Seelsorger). Man versucht sonst, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen – oder man merkt nicht (auch nicht durch langjährige Praxis!), was eigentlich geschieht. Die geschilderte Schein-Aussprache des Kirchgemeinderats ist ein typisches Beispiel.

Pneumatologischer Zwischenruf

Einer der Pfarrer hat sich in der Diskussion im Kirchgemeinderat auf den «Heiligen Geist» berufen und ihm «menschliche Techniken» entgegengestellt.

Ich halte die damit behauptete Alternative für verhängnisvoll. Er tut damit etwas, was in der Theologie sehr oft geschieht: Statt Phänomene zu unterscheiden und in sachgemässer Weise aufeinander zu beziehen, wird ein Gegensatz aufgebaut.[16]

Ich möchte statt der irreführenden Alternative den gewiss sehr skizzenhaften Versuch einer Verhältnisbestimmung versuchen.[17]

Das Bekenntnis zum Heiligen Geist bringt dann die Erfahrung zum Ausdruck, dass gelingende Kommunikation nicht erzwungen werden kann; es entlastet damit von einer unmöglichen Forderung, die lediglich die Verzerrung und Zerstörung von Beziehungen zur Folge hätte.

Mit dem Bekenntnis zum Heiligen Geist äussere ich gleichzeitig die Hoffnung, dass unverzerrte und nicht segregierte Kommunikation jedenfalls

[14] Vgl. P. Watzlawick u.a., a.a.O. (Anm. 8) s.v. «Rückkopplung».

[15] Vgl. D. Funke, Verkündigung zwischen Tradition und Interaktion. Praktisch-theologische Studien zur Themenzentrierten Interaktion (TZI) nach Ruth C. Cohn, Frankfurt/Bern/New York/Nancy 1984, 105; 221 ff.; 317 ff.

[16] Dass solche Alternativen oft eingängig sind und radikal scheinen, garantiert noch keineswegs ihre Wahrheit – im Gegenteil.

[17] Ausführliche Darlegungen dazu finden sich in meiner Habilitationsschrift Exegese und Wirklichkeit. Vorarbeiten zu einer ganzheitlicheren Hermeneutik, Bern 1987, 222 ff.

ansatzweise, anfanghaft erfahren werden kann. – Eben deshalb ist es sinnvoll und geboten, mit unseren Möglichkeiten und Begabungen daran mitzuarbeiten, Bedingungen für gelingende Kommunikation schaffen zu helfen.

«Heiliger Geist» wird damit nicht als imaginäres Subjekt vorgestellt, das Menschen aus ihrer eigenen Verantwortung entlässt. Mit «Heiliger Geist» ist vielmehr die immer wieder überraschende und unwahrscheinliche Erfahrung angesprochen, dass Menschen zu eigener, vom Evangelium inspirierter Verantwortung ermutigt und darin bestärkt werden.

Der Glaube an den Heiligen Geist dient dann nicht zur Bemäntelung eines autoritären Habitus oder einer abgeschobenen eigenen Verantwortung; der Glaube an den Heiligen Geist kann nicht dazu herhalten, mit (schein)theologischen Argumenten die Weigerung zu verschleiern, einen Wirklichkeitszusammenhang möglichst sorgfältig und präzis wahrzunehmen und damit sachgemäss umzugehen.

Ich nenne diese Bemäntelung «Theologismus».

Der klerikale Jargon, den Herlyn glossiert, besteht ebenso aus solchen Theologismen, wie all jene Strategien, mit denen sowohl in Theologie wie in kirchlicher Praxis bedrängende und unbequeme empirische Sachverhalte (schein)theologisch übergangen, abqualifiziert, verdrängt oder umgebogen werden.

2. Paradigma: Kasual-Gottesdienste

In einem Gespräch, das ich als Feldprediger mit einer kleinen Gruppe von Soldaten führe, erzählen die Teilnehmer sehr beeindruckend von ihren Erfahrungen mit der Kirche.

Einer berichtet von einem Trau-Gottesdienst, an dem er als Brautführer teilnahm.

«Ich war noch nie so aufmerksam und gespannt bei einem Gottesdienst dabei», berichtet er. «Man merkte sofort, dass der Pfarrer die Feier zusammen mit dem Brautpaar vorbereitet hatte. Was mein Freund und seine Frau selber sagten, das war genau sie – und so treffend! Ich kenne ja ihre Geschichte miteinander nicht schlecht. Und das war einfach da. Es hat mir selber sehr viel gebracht. Ich würde sonst nie einen Gottesdienst besuchen – es sagt mir nichts. Aber zu diesem Pfarrer bin ich nun schon einige Male mit meiner Frau am Sonntag hingefahren.»

Seine eigene Trauung sei so verlaufen, wie das eben sonst wohl üblich sei – und er habe sich damals gedacht, so sei das in der Kirche. «Ja, wir mussten damals zum Pfarrer ins Pfarrhaus. Er hat uns erklärt, was die Ehe bedeute, etwa eine Stunde lang. – Dann sind wir wieder gegangen.» Die Taufe des ersten Kindes sei ähnlich verlaufen. «Weshalb tauft man eigentlich Kinder?», fragt er zum Schluss.

Ein anderer sagt, er habe seine beiden Buben nicht taufen lassen. «Bei diesem Pfarrer? Unmöglich!» Ein dritter erzählt sehr bewegend von der Geburt ihres ersten Kindes; die

Taufe habe ihm da viel bedeutet, sie hätten dabei auch eine andere junge Familie kennengelernt.

Einer bemerkt zum Schluss des Gesprächs trocken, das sei ja schon komisch – er habe gar nicht gedacht, dass man über so etwas reden könne – und dazu noch mit einem Pfarrer.

In einer anderen Runde erzählt ein älterer Offizier von seinen Erfahrungen mit Beerdigungen. Er müsse recht oft als Vertreter seiner Firma zu solchen Feiern. «Ich weiss jetzt, was etwa gesagt wird. Nach dem Lebenslauf stelle ich ab.» Ein anderer bemerkt, er sei sehr froh darüber gewesen, dass ihre Pfarrerin öfters seine Mutter besucht habe, als der Vater gestorben sei. Es sei für ihn so wichtig gewesen zu wissen, dass jemand für sie Zeit habe.

Ich gehe mit Th. Müller einig, dass Kasualgottesdienste nicht ein «Nebenschauplatz für theologisches Nachdenken und pfarramtliches Handeln»[18] sind, sondern ein «Prüffeld für Theologie überhaupt»[19] – deshalb nämlich, weil sie sich hier gezwungen sieht, «sich auf die ‹tatsächliche Wirklichkeit tatsächlicher Menschen› zu beziehen«[20].

Ich beschränke mich im folgenden auf einige zusammenfassende Hinweise.

2.1.

Es wird bei Kasualgottesdiensten offensichtlich, dass Gottesdienstprobleme häufig nicht «innerliturgisch – d. h. durch Veränderung der Kommunikationsstrukturen des Gottesdienstes selbst – lösbar sind, sondern nur im *Gesamtzusammenhang* kirchlicher Kommunikation angegangen und gegebenenfalls gelöst werden können»[21].

In seinem schon zitierten Buch «Theologie der Gottesdienstgestaltung» bringt O. Herlyn im Blick auf kommunikative Gemeindepraxis und den (in solcher Praxis situierten!) sonntäglichen Gottesdienst beachtliche und provokative Überlegungen.[22] Er stellt auch eine ganze Reihe von gangbaren Wegen vor, auf denen eine qualifizierte Mitbestimmung und Mitgestaltung durch die Beteiligten ermöglicht werden kann.[23] H. Barié hat im speziellen bedenkenswerte Vorschläge im Blick auf die Mitwirkung der Konfirmanden

[18] Th. Müller, Konfirmation–Hochzeit–Taufe–Bestattung. Sinn und Aufgabe der Kasualgottesdienste, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1988, 68.

[19] A.a.O. 36.

[20] Ebd.

[21] K.-H. Bieritz, Art. Liturgie E. Liturgie zwischen Volkskirche und säkularisierter Gesellschaft, in: V. Drehsen u.a. (Hg.) Wörterbuch des Christentums, Gütersloh/Zürich 1988, 740.

[22] A.a.O. (Anm. 12).

[23] Ebd. 58–171.

vorgelegt, die sich ebenfalls auf den ganzen Kommunikationsprozess «Gottesdienst» bezieht und nicht mit der Erarbeitung der Predigt oder dem Läuten der Kirchenglocken beginnt und endet.[24] Die Rede vom «Priestertum aller Gläubigen» bekommt dann Hand und Fuss, Kopf und Bauch.

2.2.

Was ich in den Gesprächen im Militärdienst über die Erfahrungen mit Konfirmationen, Trauungen, Taufen und Beerdigungen gehört habe, hat mich sehr getroffen und ermutigt, oft auch erschreckt. Es wird hier sehr deutlich, dass «absolute» theologische Normen (also beziehungslos gewordene Inhalte!) «schnell zu destruktiven Idealen» – «und menschliche Bedürfnisse, wenn sie nicht ernstgenommen werden, zu destruktiven Realitäten werden»[25].

2.3.

Eine Kommunikation, die nicht auf der Beziehungsebene vollzieht, was sie inhaltlich besagt, wird in sich selber widersprüchlich.[26]

Ich nenne zwei bezeichnende Beispiele:

- Die Konfirmanden werden genötigt, die Gottesdienste ihres Pfarrers zu besuchen. Die Gottesdienste werden aber so vollzogen, als ob diese Jugendlichen nicht anwesend wären.
- Die Pfarrerin findet keine Zeit, vor dem Taufgottesdienst die Eltern und Paten des Kindes, die sie noch nie gesehen hat, zu begrüssen. Sie liest dann aber in der Liturgie ausführliche Lehrstücke über die Aufnahme des Täuflings in die Gemeinde – und über die Bedeutung christlicher Gemeinschaft.

Inhalte, die beziehungslos und widersprüchlich sind, sprechen nicht mehr an; und was nicht mehr anspricht, kann nur noch autoritär behauptet werden.[27] Es fehlt nicht an zahlreichen Theologismen, die diesen Sachverhalt verkleistern.

[24] H. Barié, Predigt braucht Konfirmanden. Wege zu einer einheitlichen Verkündigung an Jugendliche und Erwachsene, Stuttgart 1988.

[25] Th. Müller, a.a.O. 36.

[26] Vgl. P. Watzlawick u.a. a.a.O. (Anm. 8)zum Thema «Doppelbindung» (Register s.v.). Ich halte eine Untersuchung dieses Phänomens im Bereich kirchlicher Praxis und akademischer Theologie für dringend notwendig.

[27] Vgl. die sehr bedenkenswerten Beobachtungen und Überlegungen von K.-H. Bieritz, Dass das Wort im Schwange gehe. Reformatorischer Gottesdienst als Überlieferungs- und Zeichenprozess, JLH 25 (1985) 90–103, bes. 103.

2.4.

M. Schibilsky zeigt in seinem eindrücklichen Buch «Alltagswelt und Sonntagskirche»[28], dass die Kausalgottesdienste «so gut oder so schlecht (sind) wie die Gespräche, die sie begleiten».[29] Wenn hier keine Begegnung zustande kommt, wenn der Pfarrer nicht bereit ist, in diesen Gesprächen die «Predigt der Gemeindeglieder anzuhören»,[30] fehlt eine unabdingbare Voraussetzung für die Gestaltung des Gottesdienstes.

2.5.

Begegnungen, erst recht Begegnungen zwischen verschiedenen «Welten», können nicht einfach gemacht oder gleichsam befohlen werden. Das Gelingen von Kommunikation ist nicht unabhängig von den Bedingungen, unter denen sie zustande kommt. Ich halte es für eine grundlegende Frage, welche Bedingungen beachtet werden müssen, damit z.B. die Gespräche mit einem Traupaar überhaupt eine Chance haben, zu einem Gespräch zu werden, das diesen Namen verdient.[31]

Bibelkenntnis, gesunder Menschenverstand und Spontaneität können dabei sehr hilfreich sein; es gibt aber immer wieder Begegnungen, in denen spürbar wird, dass dies nicht genügt: Wenn z.B. ein richtiges Gespräch einfach nicht zustande kommt; wenn die Pfarrerin sich abgelehnt oder missbraucht fühlt; wenn sie den Eindruck hat, sich immer wieder in Nebensächlichkeiten zu verlieren und nur sehr oberflächlich zur Sache zu kommen; wenn sie umgekehrt spürt, dass ihre theologischen Ausführungen ein Gespräch blockieren – usw.

Gesunder Menschenverstand und Spontaneität reichen dann so wenig aus, wie wenn ich von diesen Voraussetzungen her einen aramäischen Text lesen sollte.[32]

[28] M. Schibilsky, Alltagswelt und Sonntagskirche. Gemeindearbeit im Industriegebiet, München/Mainz 1983.

[29] A.a.O. 167.

[30] A.a.O. 168.

[31] Vgl. Chr. Müller, Beteiligung von Eltern und Taufpaten bei der Vorbereitung und Durchführung der Taufe, ThPr 23 (1988) 115–123.

[32] Es ist sehr wohl sachgemäss, wenn J. Scharfenberg mehr als ein Viertel seiner «Einführung in die Pastoralpsychologie» (Göttingen 1985, 157–232) dem Kapitel «Wie lernt man Pastoralpsychologie?» widmet.

2.6.

Lebendige Beziehungen sind immer sehr vielschichtig und vielfältig vermittelt: durch gemeinsame Erfahrungen und Hoffnungen, durch Arbeit, Beruf, Interessen, soziale Klasse, gesellschaftliche Konventionen, Vereine, Civil Religion, Glauben, Theologien, Ideologien usw.

Die Vielfalt und die Bedeutung solcher Vermittlungen wird missachtet, wenn Beziehungen eindimensional reduziert werden; wenn etwa in der Beziehung zum Traumpaar diese beiden Menschen nur als isolierte Individuen gesehen werden und nicht in den Blick kommt, dass die beiden gesellschaftliche Konventionen wie z. B. diejenige der üblichen Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau als selbstverständlich voraussetzen – ohne deren Folgen im Blick auf die Berufstätigkeit der Frau zu bedenken; wenn Ängste vor den «Schwierigkeiten des Zusammenlebens und Zweifel, ob man nicht besser nicht geheiratet hätte»[33], tabuisiert und verdrängt werden usw.

Die Gespräche und der Gottesdienst werden dadurch keineswegs persönlicher, dass sie auf ein individualistisches Ich-Du hin personalisiert werden[34], weil dann zentrale Erfahrungen der Beteiligten ausgesperrt werden.

Es ist naheliegend, der dadurch angesprochenen Schwierigkeit auszuweichen, indem ein allgemein-überpersönliches «Kerygma» verkündet wird. Freilich wird dann der elementare Sachverhalt missachtet, dass die Beziehungsdimension unvermeidlicherweise im Spiel ist – und hier in jedem Fall mehrere Botschaften vermittelt werden: die Selbstdarstellung bzw. -enthüllung des Pfarrers (gerade wenn er das subjektiv nicht will!); Appelle und persönliche Qualifizierungen der Beziehung zur Hochzeitsgesellschaft und zum Traupaar. Dieses fühlt sich in jedem Fall in bestimmter Weise persönlich behandelt oder misshandelt.

3. Paradigma: Texte als Texte-in-bestimmten-Kommunikationszusammenhängen

Texte (erst recht einzelne Wörter und Sätze!) werden dadurch, dass sie *in einem bestimmten Kommunikationszusammenhang gebraucht* (auch nur schon gelesen oder rezitiert) werden, eben durch diesen Zusammenhang *neu interpretiert:* Sie geraten nämlich unvermeidlicherweise in Beziehungen

[33] W. Neidhart, Das paulinische Verständnis der Liebe und die Sexualität. Pastoraltheologische Überlegungen, ThZ 40 (1984) 256.

[34] Vgl. die wichtigen Hinweise von M. Wester, Konkrete Verkündigung. Schritte zu einer praxisbezogenen Gemeindearbeit, Stuttgart/Berlin 1974, 40; 55f.; 61; 154.

und Bezugssysteme, die mit den ursprünglichen nie identisch sind; und dadurch ändert auch ihre Bedeutung.

Drei Beispiele sollen dies verdeutlichen:

- In der von Eberhard Bethge rekonstruierten Christologie-Vorlesung Dietrich Bonhoeffer's aus dem Sommersemester 1933 heisst es: «Der Proletarier sagt nicht: Jesus ist Gott. Aber mit dem Wort von dem guten Menschen Jesu sagt er jedenfalls mehr, als wenn der Bürger sagt: Jesus ist Gott.»[35] Das Bekenntnis «Jesus ist Gott» bedeutet also je nach Bezugssystem etwas ganz anderes.[36]
- Wenn in einem Hochzeitsgottesdienst I Kor 13 rezitiert wird, steht nie einfach der paulinische Brief-Text da. Wie bereits Paulus, so situiert ihn auch die Pfarrerin (unvermeidlicherweise!) in ihrem Verständnis oder Missverständnis von Agape und Sexualität, was in der Art ihrer Lesung schon deutlich werden kann. Erst recht bringt das Paar diesen Text oder einzelne Sätze in einen bestimmten, möglicherweise für beide sehr unterschiedlichen Zusammenhang mit ihrem Bild oder Wunschbild von Liebe.[37]
- Ein paulinischer Tauftext, zitiert bei einer Säuglingstaufe, wird in diesem (gegenüber einer urchristlichen Erwachsenentaufe ganz anderen!) Kontext auch anders rezipiert.[38] Der Pfarrer kann sich nicht darauf berufen, sich doch an die Bibel oder die Agende gehalten zu haben; darin würde sich lediglich eine verhängnisvolle Überschätzung seiner Intention äussern, die er dazu noch mit dem Text, der nie einfach wiederholbar ist, verwechselt. Was nach getreuer Evangeliumsvermittlung aussieht, wäre also, bei Lichte besehen, unverantworteter Subjektivismus.

Texte, biblische (auch andere), sind als Texte-in-bestimmten-Bezugssystemen nie verfügbar. So ist es auch keineswegs selbstverständlich, sie darauf zu befragen, was sie «uns zu sagen haben». Bin ich denn als reicher

[35] D. Bonhoeffer, Wer ist und war Jesus Christus? Seine Geschichte und sein Geheimnis, Hamburg 1962, 20. In der Fortsetzung heisst es: «Gott ist für ihn etwas, was der Kirche angehört. Aber in den Fabrikräumen kann Jesus gegenwärtig sein als der Sozialist.» Vgl. auch C. Boff, Theologie und Praxis. Die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Theologie der Befreiung, München/Mainz 1983, 85 mit Anm. 2 und 292.

[36] Damit ist die Aufgabe der Dogmatik nicht erledigt, sondern erst recht gestellt!

[37] Vgl. W. Neidhart, a.a.O. (Anm. 33).

[38] Es gibt keine «immaculata conceptio spiritus». Der Hörer besitzt bereits «Kriterien und vorgeformte Denkbahnen. Das heisst mit anderen Worten: Was ich sage oder predige, ist etwas anderes als das, was er hört. Ja, für den Prozess der Kommunikation (und der Kommunion) ist in erster Linie nicht das entscheidend, was ich sage, sondern das, was der andere hört. Darum braucht es ein feedback im Gespräch». (W. J. Hollenweger, Erfahrungen der Leibhaftigkeit. Interkulturelle Theologie I, München 1979, 177).

Westeuropäer einfach so befugt, Worte in den Mund zu nehmen, die den Lebenskampf einer verfolgten Randgruppe des römischen Imperiums ausdrücken? Was gibt mir das Recht, mir die Rolle des direkt Angesprochenen herauszunehmen?[39]

Werden Texte als Texte-in-bestimmten-Beziehungszusammenhängen respektiert, können nicht «Aussagen» (als Essenz) abstrahiert und übertragen werden. *Die Inhaltsdimension wird ohne Beziehungsdimension der Willkür ausgeliefert.* Bloss ideengeschichtliche Exegese der Bibel entpuppt sich weitgehend als ideologische Überformung. Die Auslegungsgeschichte der Bibel spricht hier eine deutliche Sprache. Ebenso aufschlussreich wie entlarvend (auch erschreckend!) ist etwa die sehr unterschiedliche Rezeption und Wirkung der beiden «Staats»-Texte Röm 13 und Apk 13 – oder der exegetische Umgang mit dem sogenannten Antijudaismus im Neuen Testament.

Eine die Texte respektierende Verstehensbemühung kann also vom Ganzen des jeweiligen Kommunikationszusammenhangs nicht absehen; ebensowenig darf das eigene Bezugssystem unterschlagen werden. Einer allein ist dazu nicht imstand. Biblische Texte zu verstehen, ist nur in einem konziliaren Prozess gemeinsamer Wahrheitssuche möglich. Solentiname war ein Beispiel. Manche Versuche eines ganzheitlicheren Umgangs mit biblischen Texten, in denen konsequente kritische Historisierung eine wichtige Funktion erhält, zeigen verheissungsvolle Perspektiven.

* * *

Wir befinden uns immer schon in bestimmten Kommunikationszusammenhängen. Vieles dabei ist elementar: elementare Bedürfnisse, Sehnsüchte, Ängste, Hoffnungen.

Das Einfachste ist oft das Schwierigste. Das Elementare wird leicht übersehen, missachtet oder verzerrt.

Ich erinnere mich an den Besuch eines sehr bekannten Predigers. Wir sassen beim Kaffee – und gerieten in ein heftiges Streitgespräch über die Reichweite der Liebe Gottes. Mein kleiner Bub kam zu uns, bat um ein Stück Kuchen und wollte mir auf den Schoss klettern. Der Besuch fühlte sich gestört, wies das Kind brüsk ab und dozierte weiter über die Liebe Gottes.

Das Einfachste ist oft das schwierigste und das Elementare wird leicht übersehen.

[39] Vgl. D. Nestle, Die Ursprünge des Neuen Testaments oder: Vom Wort Gottes, das unter die Räuber fiel, Freiburg/Basel/Wien 1983.

In einer Geschichte A. de Mello's heisst es:

«Entschuldigung», sagte ein Fisch aus dem Ozean zu einem anderen. «Du bist älter und erfahrener als ich und kannst mir wahrscheinlich helfen. Sag mir, wo kann ich die Sache finden, die man Ozean nennt? Ich habe vergeblich überall danach gesucht.»

«Der Ozean», sagte der ältere Fisch, «ist das, worin du jetzt schwimmst.»

«Das? Aber das ist ja nur Wasser. Ich suche den Ozean», sagte der jüngere Fisch sehr enttäuscht und schwamm davon, um anderswo zu suchen.[40]

Christoph Müller, Basel

[40] A. de Mello, Warum der Vogel singt, Freiburg/Basel/Wien [6]1988, 18.